

Die junge Frau ist an den Zaun gekommen, öffnet die Pforte und greift nach dem anderen Jungen, der sich widerstandslos mitziehen lässt.

»Schhh«, mache ich, als das Mädchen sich in meinen Armen windet und nach mir schlägt, sodass ich Mühe habe, es durch den trommelnden Regen zu tragen.

»Mach, dass es aufhört! Mach, dass es aufhört!«, kreischt sie immer wieder.

In Alma und die beiden Männer kommt endlich Leben, Yegor und Albert stürzen auf mich zu, um mir das Mädchen abzunehmen. Ich überlasse sie ihnen, und auch wenn meine Haut anfängt zu brennen, die anderen längst in dem blauen Häuschen verschwunden sind und Esper meinen Namen ruft, bleibe ich im Regen stehen und tue, was das Mädchen von mir verlangt hat: Ich lasse es aufhören.

Kaum habe ich damit begonnen, fange ich an zu zittern – ich habe mich von vorhin noch nicht erholt und jeder Regentropfen ist wie ein Wespenstich, giftig und quälend. Doch wenn das hier nicht zur Katastrophe werden soll, muss ich es beenden.

Aus dem Augenwinkel meine ich, eine Bewegung in einer Laube wahrzunehmen, einen Schatten, der erst auf mich zugleitet, aber dann zuckend wieder in den Schutz der Überdachung verschwindet. Ich habe keine Aufmerksamkeit für ihn übrig, ich halte mich gerade noch auf den Beinen, während um mich herum der Wind tost und den Regen in wilden Wirbeln gegen meine Beine und meinen Rücken, gegen die Hecken und Zäune presst. Der Druck in meinem Kopf lässt meine Ohren klingeln. Ich beiße die Zähne zusammen, als sich die Säure mein Rückgrat hinabfrisst, ich muss den Schmerz wegdrücken.

Dumpf pocht er vor sich hin, während ich den Sturm entfessele. Meine Arme krampfen unter der Wucht, mit der die Luft auf mich trifft, das Heulen in meinen Ohren übertönt jedes andere Geräusch, selbst Espers panische Rufe, aber ich stelle mich aufrechter in den Wind und schicke den vergifteten Regen hinaus aufs Land, weg von diesen Gärten, weg von der Stadt, dorthin, wo er nicht noch mehr Menschen verletzen kann.

Wenigstens hat der Sturm die Leute in die Häuser getrieben, also bin ich die Einzige, die ein paar Minuten später mitbekommt, dass vor dem Tor zu der Gartenanlage zwei Einsatzfahrzeuge der PAO halten. Ich und der Schatten in der Laube.

Die Türen lassen sich im Sturm fast nicht öffnen, doch schließlich stemmen sich Beamte in Schutzanzügen gegen den Wind und steigen aus.

Und ich falle um.

## 2

Ich wache auf, als mir jemand mit einem feuchten Tuch den Rücken abtupft. Es brennt, aber beinahe sofort lassen die Schmerzen nach. Langsam atme ich aus und lasse den Kopf wieder auf die Pritsche fallen.

»Gleich wird es besser«, sagt eine weibliche Stimme, und ich will ihr recht geben, doch dann lenkt mich die Kälte ab. Ich muss die Zähne zusammenbeißen, damit sie nicht klappern, und meine Fingerspitzen schimmern blau. Als ich mich hochstemmen will, legt sich eine Hand auf meine Schulter und drückt mich sanft zurück auf meine Unterlage.

»Noch nicht«, höre ich die Frau wieder.

Sie breitet eine Decke über mich und ich stöhne beinahe auf vor Erleichterung. Nach ein paar Sekunden ist die Kälte nicht mehr ganz so durchdringend und mein Schlottern geht in ein zahmeres Beben über. Mein Rücken und mein Bauch entkrampfen sich.

Wer ist die Frau? Ich drehe den Kopf, aber sie ist verschwunden. Stattdessen konzentriere ich mich auf meine Umgebung und versuche, mich zu orientieren.

Ich liege auf dem Bauch auf einer Pritsche und bin unter der Decke so gut wie nackt. Nach dem toxischen Regen war das wahrscheinlich nötig, es verstört mich trotzdem, dass ich nicht mitbekommen habe, wie mich die Frau ausgezogen hat. War es überhaupt die Frau? Wer ist sie? Sie klang anders als die Rosenfrau. Und wo ist Esper?

Mit einem kleinen Schock fallen mir die PAO-Leute wieder ein. Der harte Kunststoff der Pritsche, der scharfe Geruch nach Desinfektionsmittel ... Ein Verdacht keimt in mir und mein Herz beginnt zu rasen. Mühsam drehe ich den Kopf noch ein Stück weiter und erkenne nicht nur den orangen Kittel einer Sanitäterin, sondern auch alle möglichen medizinischen Apparate, Monitore, einen Defibrillator. Strahler an der niedrigen Decke werfen kaltes Licht auf weiße Schränke, unter dem beißenden Geruch des Antiseptikums liegen die dumpfen Ausdünstungen von Gummi. Mein Blick bleibt an einer Packung Einweghandschuhen hängen, die neben einem Beatmungsgerät an der nahen Wand befestigt ist.

Verdammt.

Ein Gesicht taucht neben meinem auf, ein breiter Mund, eine Stupsnase mit Sommersprossen und riesengroße braune Augen. »Hast du noch Schmerzen?«

Ich höre in meinen Körper hinein. Richtig warm ist mir noch immer nicht, aber das Brennen auf meinem Rücken ist beinahe verschwunden. Die Haut spannt, doch auch das wird vorübergehen. Langsam schüttle ich den Kopf.

»Dann auf mit dir«, sagt die stupsnasige Sanitäterin und hält mir die Hand hin.

Irgendwie rapple ich mich so weit hoch, dass sie mich in eine sitzende Position ziehen kann. Die Decke gleitet über meinen Rücken, als ich sie mir vor die Brust zerre, und ich verziehe das Gesicht. Anscheinend ist die Haut dort noch empfindlicher, als ich dachte.

»Du hattest Glück. Du hast richtig was von dem toxischen Regen abbekommen, aber das wird wieder. In ein paar Tagen merkst du nichts mehr davon.«

Ich nicke. Sie hat recht. Von den Reizungen wird nichts bleiben. Bei mir zumindest ... Ich räuspere mich. »Wie geht es den Kindern?«

Die Sanitäterin dreht sich zu mir um und hält mir ein Bündel frische Klamotten hin. Einen Moment betrachtet sie mich schweigend. »Das darf ich dir nicht sagen.« Ihr Gesichtsausdruck verheißt nichts Gutes für die beiden, und mein Magen krampft sich zusammen, doch als sie sieht, wie ich die Augen aufreiße, entspannt sich ihre Stirn. »Sie sind auf dem Weg ins Krankenhaus. Sie kommen durch.«

So schlimm ist es? Tränen schießen mir in die Augen und ich beiße mir fest auf die Unterlippe.

»Haben sie Willem verhaftet?«, krächze ich. Das ist die einzige Erklärung, die ich für den Unfall finde: Willem hat sich bei der Dosierung seiner Chems verschätzt.

Der Ausdruck der Sanitäterin wird wieder düster. Sie macht eine ungeduldige Geste mit der Hand, die mir die Kleidung hinhält, und ich nehme die Hose und den Hoodie entgegen. »Dein Freund ist verschwunden.«

»Willem ist nicht mein Freund«, höre ich mich sagen, während mir im selben Moment aufgeht, was hier los ist. Warum Esper nicht bei mir ist. »Willem Ulbricht ist ein Wettermacher«, fange ich an zu erklären. »Er hat den toxischen Regen verursacht. Er hatte drüben in der Baumschule einen Einsatz ... Jemand muss ihn verhaften!«

Ich bin laut geworden und jetzt ist der Blick der Sanitäterin richtig streng. Sie glaubt mir nicht. »Das kannst du der PAO erklären. Los, zieh dich an, sie warten schon auf dich.«

Sie kümmert sich wieder um ihren Bürokratiekram, und während ich mir so langsam wie möglich den kratzigen, viel zu warmen Hoodie überstreife und in die Hose steige, wandern meine Augen hektisch hin und her.

Denk nach, beschwöre ich mich, denk nach. Ist Esper wirklich weggerannt? Hat er die Ausrüstung mitgenommen? Und wenn nicht, wie erklären sie sich, dass die Chem-Patronen leer sind? Glaubt die PAO, dass ich den toxischen Regen verursacht habe? Wie hätte ich das tun sollen ohne Chems? Aber diese Frage kann ich ihnen schlecht stellen, sie würde so viele Gegenfragen nach sich ziehen, dass ich an Weihnachten noch nicht wieder aus der PAO-Zentrale raus wäre. Und was ist mit Willem? Haben sie ihn befragt oder hat er sich vorher abgesetzt?

Die Sanitäterin wird ungeduldig, drängt sich an mir vorbei und hält mir die Tür auf. Suchend sehe ich mich nach meinen eigenen Klamotten und meiner Tasche um.

Sie deutet meinen Blick richtig. »Deine Kleidung musste ich aufschneiden, das sind nur noch Fetzen. Alles andere hat die PAO.«

Einen Moment zögere ich noch, dann flüstere ich: »Danke«, und klettere aus dem Rettungswagen. Immerhin war sie freundlicher, als ihr Job es vorschreibt.

Kaum stehe ich auf der Straße, schlägt mir Gebrüll entgegen. Eine Gruppe von zwanzig, vielleicht dreißig Gaffern hinter einer Absperrung aus Flatterband starrt erbst zu mir herüber.

»Sie pfeifen auf Naturgesetze«, skandieren die Leute, »Wettermacher sind das Letzte!«

Ein paar zücken ihre Unices, sodass ich mir schnell die Kapuze des Hoodies über den Kopf ziehe. Auf Videos von mir im Netz kann ich gut verzichten.

Der Spruch ergibt zwar keinen Sinn, trotzdem weiß ich jetzt, was los ist. Und richtig, hinter den Protestierenden erkenne ich zwei Banner, eins mit der Aufschrift »Schluss mit gefährlichen Wetterexperimenten«, das andere mit einem grünen Frosch auf gelbem Grund. Das Logo von EcoQuest.

Eine Hand schließt sich um meinen Arm und ich fahre herum. Beinahe bin ich erleichtert, dass es ein PAO-Beamter ist und nicht einer dieser durchgeknallten Ökoaktivisten, die jede Gelegenheit nutzen, die Wettermacher in den Dreck zu ziehen. Er lässt mir kaum Zeit, mich zu wundern, wie EcoQuest so schnell von dem Unfall hier Wind bekommen hat, sondern führt mich zwischen mittlerweile einem halben Dutzend Einsatzfahrzeugen hindurch zu einem Bus, dessen Schiebetür offen steht. Normalerweise würde ich mich losreißen, doch ich glaube kaum, dass eine Provokation gerade gut ankäme, und außerdem bin ich ein klitzekleines bisschen froh, dass er mich aufrecht hält. In meinem Kopf dreht sich alles, der Stoff des Hoodies kratzt auf meinem Rücken und das Zittern ist wieder stärker geworden. Eine Hühnersuppe und zwölf Stunden Schlaf, das bräuchte ich jetzt. Doch es ist eher unwahrscheinlich, dass mich in dem PAO-Bus so viel Luxus erwartet.

Wortlos schiebt mich der Beamte durch die Bustür und schließt sie hinter mir, bevor ich mich noch einmal umdrehen und mich vergewissern kann, dass ich mir den Schatten am Zaun nur eingebildet habe. Was ist heute nur mit meinen Augen? Es ist immer noch früh am Nachmittag, die Sonne steht hoch, der Himmel ist wieder strahlend blau. Warum habe ich ständig den Eindruck, ich würde in dunklen Ecken etwas erkennen?

»Setzen Sie sich«, sagt eine angenehm dunkle Stimme.

Ich rutsche gegenüber der Frau auf eine Bank. Langsam gewöhnen sich meine Augen an das Zwielflicht im Bus, und ich merke, dass hinter ihr ein zweiter Beamter vor einem Monitor sitzt. Er nickt mir zu, ich nicke zurück. Vage kommt er mir bekannt vor mit seinen raspelkurzen blonden Haaren und dem markanten Vollbart. Vielleicht habe ich ihn mal bei einer PAO-Kontrolle gesehen.

Die Frau vor mir kenne ich nicht. Sie hätte ich mir gemerkt, denn sie sieht kaum älter aus als ich, allerhöchstens Anfang zwanzig. Sie trägt einen mädchenhaften Pferdeschwanz aus glänzenden schwarzen Wellen und ihre dunklen Augen werden von

langen dichten Wimpern umrahmt. Genau wie ihr Kollege hat sie eine Hose und das passende Shirt in diesem hässlichen PAO-Lila an.

Eine Weile wischt sie auf einem Tablet herum, ohne mich zu beachten. Sicher irgendeine Verhörtechnik, doch ich weigere mich, deswegen nervös zu werden. Im Gegenteil, je länger sie mich nachdenken lässt, desto größer ist die Chance, dass mir eine Geschichte einfällt, die glaubwürdig genug klingt, damit ich die Wahrheit verschweigen kann. Die Wahrheit würde sie mir sowieso nicht abkaufen.

Als mir der andere Beamte nach einem prüfenden Blick auf meine zitternden Hände auch noch einen Becher mit Tee vor die Nase stellt, bin ich beinahe zufrieden. Es ist keine Hühnersuppe, aber immerhin ist der Tee warm.

Mein Blick schweift durch den Bus, und in einem Regal mit Metallkörben entdecke ich, eingepackt in eine Plastiktüte und säuberlich beschriftet, meine Tasche. Das Tablet, der Ordner und mein Unice liegen hinter einer Glastür in einem Schränkchen daneben. Ich widerstehe dem Impuls, aufzuspringen und nachzusehen, ob Esper eine Nachricht gesandt hat. Er weiß bestimmt, dass ich in Gewahrsam der PAO bin, und wird sich hüten, ihnen in die Hände zu spielen. In einer halben Stunde bin ich hier sowieso raus, immerhin bin ich nur die Assistentin. Ich habe ja noch nicht mal eine Lizenz. Und abgesehen davon sollten sie sich ohnehin Willem vorknöpfen, statt mich hier schmoren zu lassen.

Während ich den Tee trinke – irgendeine widerliche Mischung aus Zitrone und Hagebutte –, denke ich darüber nach, was heute Vormittag passiert ist. Die Tasse hinterlässt feuchte Ringe auf der Tischplatte, die ich mit Teewasserlinien zu absurden chemischen Modellen verbinde. Welche Stoffe hat Willem wohl verwendet? Wo hat er sich verrechnet, und wie kann es sein, dass daraus ein so gewaltiger Störfall entstanden ist?

Vielleicht spürt die Beamtin, dass ihr Verhalten den gegenteiligen Effekt hat, dass ich mich immer mehr entspanne, vielleicht ist sie aber auch wirklich fertig mit ihrer Wischerei, jedenfalls versichert sie sich ein weiteres Mal, dass ich nicht auf das Tablet sehen kann, setzt sich aufrechter hin und mustert mich einen Moment.

»Mein Name ist Elif Tekin«, sagt sie dann. »Ich arbeite für die Prüfstelle für atmosphärische Optimierung.«

Ja, so viel war mir klar. Sie erwartet irgendeine Reaktion, deswegen nicke ich.

»Frau Sellin, wie ich sehe, geht es Ihnen besser. Ich werde Ihnen nun einige Fragen zu den Ereignissen von heute Vormittag stellen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass alle Ihre Aussagen protokolliert werden und vor Gericht gegen Sie verwendet werden können. Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern, allerdings muss ich Sie dann in die Zentrale mitnehmen.«

Sie rattert den Rest meiner Rechte und Pflichten herunter, aber ich höre kaum hin. Ich warte nur darauf, dass sie zu reden aufhört und ich fragen kann: »Vor Gericht? Heißt das, ich bin tatverdächtig? Ich war das nicht!«